Essay

Vorbemerkung:

Unter der in unregelmäßigen Abständen erscheinenden Rubrik "Essay" sollen kurze Erzählungen, Aufsätze, Schilderungen oder auch Satiren oder Polemiken von OAG-Mitgliedern und anderen Zeitgenossen veröffentlicht werden. Falls Sie selbst gelegentlich schreiben und nach einem "outlet" suchen, setzen Sie sich doch bitte unverbindlich mit Herrn Muschg im OAG-Büro in Verbindung.

(Red.)

Japan-Impressionen - oder: wie lebt man japanisch in Japan?

Helga Sentivany, Leverkusen

Diesmal sollte alles ganz anders werden. Ich war zwar schon oft und für lange Zeit nach Japan gekommen, aber bisher hatte ich immer in mehr oder weniger westlichen Verhältnissen in Tōkyō gelebt.

Nun wollte ich mich zum ersten Mal weit weg von Tōkyō, im Kansai niederlassen. Ich wußte, daß ich in einem zwar renovierten, aber alten typisch japanischen Haus aus der Taishō-Zeit (1912-1926) untergebracht sein würde. Diese Art von Häusern begeistert mich immer, wenn ich sie sehe. Die Begeisterung relativierte sich allerdings beim Versuch, darin zu leben. Und ich vermute, die meisten Japaner möchten dies auch nicht mehr!

Haupteingang des Studienhauses (Foto: Sentivany)

Jenes Haus - in schöner japanischer Tradition ganz aus Holz mit graublauem Ziegeldach, Holz- und Tatami-Fußböden, Schiebetüren aus Holz, Papier und sogar mit Glasscheiben - liegt hoch oben am Berg, mit Blick über die Bucht von Ōsaka, direkt am Fuße eines Nationalparks, dessen Wildschweine manchmal sogar bis in die Küche herunterkommen, wie man mir gleich bei der Begrüßung mitteilte.

Es war schon schwierig gewesen, das Haus trotz Lageplan zu finden. Mein freundlicher Taxifahrer, der sich durch die engen Gassen, wo es manchmal so schien, als würde er sich festfahren, hier herauf geschlängelt hatte, war bereits mehrmals ausgestiegen, um nach dem Weg zu fragen. Als er gerade wieder einmal zu diesem Zweck verschwunden war, kam eine europäisch aussehende Frau aus einem der Häuser, und ich fragte sie nach dem Weg.

Ich hätte keine geeignetere Person fragen können, denn wie sich herausstellte, wohnte sie in direkter Nachbarschaft des Hauses, das ich suchte.

Inzwischen war auch mein Taxifahrer wieder aufgetaucht. Wir entluden mein schweres Gepäck und machten uns dann - "der Einfachheit halber", so sagte man mir - über einen kleinen Friedhof auf zu meinem Bestimmungsort.

Es war aber gar nicht so einfach; denn mit Übersee-Schalenkoffer, Reisetaschen und Laptop kommt man nun einmal nicht so leicht zwischen den Grabsteinen hindurch. Danach kam noch der Aufstieg über hohe Steintreppen zum Haus. Irgendwie schafften wir es dann auch noch, das Gepäck über eine schmale Holztreppe in den ersten Stock zu befördern, wo sich das mir zugedachte Zimmer befand.

Es war sicher das schönste im Haus. Ein schöner Tatami-Raum mit einem *tokonoma*, einem Alkoven mit einem Hängebild (*kakemono)* mit Sonnenmotiv und Blumen davor, kurz: der Repräsentationsraum eines traditionellen japanischen Hauses. Um das Zimmer herum lief ein Holzkorridor, wo man sitzen und das Meer betrachten konnte. Im Zimmer gab es einen Schreibtisch mit Telefon und Faxgerät. Der Kleiderschrank, in dem sich auch die Futons befanden, war am Ende des Korridors.

Ich bemerkte sofort, daß die Fensterläden nach draußen nicht völlig dicht schlossen und bekam schon leichte Befürchtungen wegen der vielen Käfer, Motten, Zikaden, Kakerlaken, etc., die in Japan unvermeidlich hervorkommen, sobald es etwas wärmer wird.

Außer der festen Wand mit dem Alkoven bestanden meine Zimmerwände nur aus Schiebetüren, teils aus Glas, teils aus Holz. Abschließbar war natürlich keine davon, und ich wurde schon etwas unruhig, denn auch die Haustür bestand nur aus einer leichten Schiebetür, die tagsüber offenstand.

Dann kam der Abend. Ich hatte meinen Futon ausgebreitet, die Schiebetüren geschlossen, als ich ein aufgeregtes Flattern gegen die Scheiben vernahm. Ich geriet etwas in Panik und lief schließlich nach unten, um ein Ehepaar, das außer mir noch in dem Haus wohnte, zu Hilfe zu holen.

Sie kamen mit und stellten fest, daß sich eine Totenkopf-Libelle in meinen Korridor verirrt hatte. Die Frau war begeistert von dem schönen Tier, aber zu nahe wollte sie ihm auch nicht kommen. Also mußte der Mann es fangen, womit er das Tier - und mich - gerettet hatte.

In der Nacht wurde es kalt, und ich hatte Schwierigkeiten mit dem Heizgerät. Es war wohl ein High-Tech-Gerät, aber auf welchen Knopf ich auch drückte, es kam nur kalte Luft heraus. Da ich nach dem langen Flug ziemlich kaputt war, beschloß ich, eben ohne Heizung zu schlafen.

Allerdings konnte ich kaum schlafen, so sehr fror ich. Zudem fühlte ich mich in dem nach allen Seiten offenen Raum ziemlich unwohl, und ich beschloß, am nächsten Tag nach einem anderen Zimmer zu fragen.

Seitdem wohne ich in einem kleinen Anbau, dem sogenannten *yōkan*, dem westlichen Zimmer, wie es früher in Häusern von Ausländern und Bessergestellten üblich war. Dieser Anbau besteht aus steinernem Mauerwerk, hat aber an drei Seiten Fenstern und eine Tür zum Garten. Also auch dieser Raum bietet Einblick von jeder Seite, aber es gibt Vorhänge und man kann die Zimmertür abschließen. So hat man doch ein wenig Privatsphäre.

Es ist schon merkwürdig, denn für einen Japan-Liebhaber sollte es doch eigentlich nichts Schöneres geben, als in einem echt japanischen Ambiente leben zu können! Aber hier spürte ich die Wirklichkeit einer Wohnkultur, die so schön anzusehen ist, aber in der es sich so schwer leben läßt, wenn man nicht daran gewöhnt ist.

Ungeheizte Badezimmer und Toiletten gehören zur japanischen Tradition, die trotz allem technischen Fortschritt nie hinterfragt wurde. Vermutlich baden die Japaner auch deshalb so heiß, weil sie es sonst in den eiskalten Räumen nicht aushalten würden.

Jetzt bin ich schon eine Woche hier, und wenn man vom Wetter absieht, läuft alles recht gut. Aber die Kälte macht mir doch zu schaffen. Draußen ist es gar nicht so schlimm, aber im Haus ist alles vom Boden her kalt. Die Heizung bläst nur warme Luft von der Decke herab, so daß mein Kopf heiß ist, die Füße aber kalt bleiben. Nachts ist es am Schlimmsten, und morgens fällt das Aufstehen schwer. Aber das kann auch an meiner ungeübten Wahrnehmung liegen, denn den Leuten, die hier leben, kommt mein Zimmer schön warm vor.

Heute ist passiert, wovon ich gehofft hatte, daß es nicht passieren würde.

Es war kurz vor 8 Uhr abends und stockdunkel, als ich ein Geräusch hörte. Zuerst dachte ich, es hätte angefangen zu regnen. Dann sah ich es: ein riesengroßes Wildschwein in dem Vorgärtchen direkt vor meinem Zimmer. Ich beobachtete fasziniert, wie es grunzend in der Erde herumwühlte. Ich hoffte, daß die Eingangstür geschlossen sei und es nicht ins Haus käme, denn außer mir war niemand im Haus.

Die Wildschweine wurden wirklich zu einem Handicap für meine Nachforschungen im Gaststättengewerbe (*mizu shōbai*), denn dort beginnt das Treiben erst nach Einbruch der Dunkelheit, wenn ich mich nicht mehr aus dem Haus traute. Ich beschloß, mich auf andere Gebiete zu konzentrieren, die weniger tageszeitabhängig waren.

Blick auf die Bucht: Aussicht vom Obergeschoß des Studienhauses (Foto: Senitvaniy)

Es war nicht ganz einfach, ein Projekt aufzugeben, um dessentwillen ich schließlich nach Japan gekommen war, nur weil mir ein paar Wildschweine in die Quere gekommen waren.

Ich hatte auch immer noch Probleme mit dem Konzept eines japanischen Hauses, das nach allen Seiten offen ist und keinen wirklichen Schutz bietet.

Ich stelle mir vor, daß diese Häuser früher von einer hohen Mauer umgeben waren, oder daß immer jemand im Haus war, der es beaufsichtigte. Außerdem lebte in einem Haus eine Familie, die aufeinander bezogen war. Man wußte immer ungefähr, wo sich jemand aufhielt. Und wenn tagsüber niemand zu Hause war, oder wenn abends alle da waren, konnte man abschließen.

Jetzt leben hier Leute, die ihren eigenen Geschäften nachgehen, aber nicht viel miteinander zu tun haben. Man weiß nie, ob und wann man abschließen kann, denn sperrt man von innen zu, kann man von außen nicht öffnen und umgekehrt. Das traditionelle japanische Haus ist für eine individuelle Lebensführung wenig geeignet, was nicht verwunderlich ist, da es seine Wurzeln im feudalistischen *ie*-System hat, in dem die Gemeinschaft, die unter einem Dach lebte, aufeinander angewiesen war. Diese Art der Architektur förderte die gegenseitige Abhängigkeit und Rücksichtnahme. Privatsphäre war in diesem System unerwünscht, ja sogar bedrohlich.

Heute ist dieses System von innen her ausgehöhlt, und somit steht auch das traditionelle japanische Haus auf verlorenem Posten. Interessant als Museumsstück oder als Vehikel für eine nostalgische Reise in die Vergangenheit.

Ein längerer Aufenthalt in einem solchen Haus sollte allerdings für Japanologen und sonstige Japanschwärmer verbindlich gemacht werden, denn nichts fördert die Einfühlung in die japanische Kultur mehr als hautnahe Erfahrung. ❑

Helga Sentivany, Jahrgang 1944. Nach dem Studium der Germanistik und Romanistik 1989-94 Aufenthalt in Tōkyō mit Familie; erste Kontakte zur OAG, die für sie "als absolute Japan-Nicht-Kennerin von unschätzbarem Wert" waren. Nach der Rückkehr nach Deutschland Japanologie-Studium in Köln, teilweise auch, "um das 'Heimweh' nach Japan zu bewältigen".

Seither: 1-2mal jährlich Reisen nach Japan; Ergebnis: Zwei Bücher (1997: *"Nichts Besonderes - nur mein Leben. Gespräche mit alten Japanerinnen"*, 1998: *"Kindheit in Kasahara. Kindheitserinnerungen an die 30er Jahre in einem japanischen Dorf"*, (mit Osamu Shōji), OAG-Taschenbuch Nr. 72).

Helga Sentivanys Hauptinteresse gilt dem japanischen Alltag und seinen Veränderungen; deshalb wird sie auch in diesem Jahr wieder nach Japan kommen, um ihre "Mama-san"-Recherchen (das im Text *erwähnte "mizu shōbai"*- Projekt -) weiterzuführen.